



BRENDA STROHMAIER

Blick aufs Meer, Arsch auf Grundeis

Wie ich meinen Job kündigte,
nach Südfrankreich zog und
das Fürchten verlernte



PENGUIN VERLAG

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter
enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine
Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern
lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der
Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage 2022

Copyright © 2022 by Penguin Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Lektorat: Nina Schnackenbeck

Umschlaggestaltung: Hafen Werbeagentur, Hamburg

Coverillustration: Imke Trostbach

Klappe innen vorne: © Noppasin Wongchum/iStock

(iStock-1014259766)

Klappe innen hinten: © Rebecca Marshall

Satz: Vornehm Mediengestaltung, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10826-9

www.penguin-verlag.de

INHALT

Prolog	Die Sonne und das Biest	7
1	Mit dem Mars-Rover in Rente	13
2	Christl und Chrystelle	42
3	Tschüssi Steinbruch	69
4	Coucou Confinement	78
5	Zurück auf Berlin – und wieder los	100
6	On attaque	111
7	Amour, die sich auszahlt	134
8	Einigkeit und Recht und Dämmung	152
9	Let's talk about Angst	172
10	Voulez-vous travailler avec moi?	198
11	La Boum – die Fete	225
12	Die letzte Kette	240
Epilog	Nach mir die Wüste und die Sintflut	249
	Merci	253

PROLOG

Die Sonne und das Biest

Zieht eine Deutsche nach Südfrankreich und friert. Fänd ich lustig, wäre es nicht meine eigene Geschichte und wäre mir gerade nicht so verdammt kalt. Dabei sitze ich in meiner Wohnküche hinter Doppelglas, in Winterjacke, darunter der rote Flanellschlafanzug mit dunkelblau-weißem Blumenmuster, darunter Skiunterwäsche aus Merinowolle, an den Füßen polartaugliche Hausschuhe, auf dem Kopf eine gelbe Strickmütze. Der neue, mannshohe 2000-Watt-Heizkörper bollert seit zwei Stunden. Aber in der Nacht war es so kalt, dass das Wasser an den frisch gestrichenen Wänden kondensierte und klebrige Schlieren hinterließ. Nun zittern meine Hände, die Schrift krakelt noch mehr als sonst, während ich meine To-do-Liste schreibe. Erster Punkt: »Klimaanlage, die auch heizt?«

178 000 Euro plus Nebenkosten habe ich für das Eis Schloss gezahlt. Ich, Königin des gigantischen Fehlkaufs. Ich denke an meine Schulden und daran, wie lange meine Ersparnisse reichen, um jeden Tag zwischen sieben und elf

Euro an Atomstrom zu verheizen. Ich sei »un peu trop énergivore« – »ein bisschen zu energiegelustig«, mahnt meine Strom-App. Dabei habe ich die letzten beiden Tage nur die Wohnküche geheizt, im großen Rest des Appartements ist es so eisig, dass man dort Schweinehälften lagern könnte. Nachts schlief ich mit Wärmflasche. Nur einmal hatte ich mir gegönnt, so lange auf den Knopf des Elektroheizkörpers im Schlafzimmer zu drücken, bis er ansprang. Warm wurde es nicht. Aber Blinky, mein Echtzeit-Stromzähler, petzte das trotzdem sofort weiter – erst an EDF, meinen Stromanbieter, dann an meine Existenzangst, das Biest.

Es ist Januar 2021, Ende Juli werde ich 50 Jahre alt und mein Wärmer-wohnen-Projekt bekommt von Tag zu Tag mehr Fragezeichen. Vielleicht war es doch eine folie = ein Wahnsinn, hier und jetzt eine zweite Heimat zu suchen. Hier, das heißt in Marseille, dieser Stadt am Meer, in der Palmen, Feigen, Kakteen, Olivenbäume wachsen. Und mir gleich Eisblumen auf der Stirn. Zugegeben wusste ich schon vorher, dass die Gegend berühmt ist für den Mistral, diesen Wind, der das Himmelblau so gründlich frei fegt. Aber nun, da er zum Angriff auf die Türen meiner zwei Balconnets = französische Balkone bläst, erfahre ich ihn am eigenen Leib. Mist-Mistral!

Mist-Wohnung. Ich ahne inzwischen, warum es beim Nachbarn unter mir so gemütlich warm ist und bei mir so eisig. Ich lebe in der obersten Etage, über mir wohnt nur noch kalte Luft im unisolierten Speicher – und ein leckes Dach. Einen Dachschaten habe ich nämlich gleich mitgekauft. Die Mieterinnen nebenan sind gerade ausgezogen, weil es in ihr Bett regnete.

Wohnt eine Deutsche in Südfrankreich und zittert wie ein alter Windhund. Vor Kälte. Und wegen des Biests. Je mehr ich heize, desto mehr dreht es auf. Manchmal, wenn mich die Angst nachts wach hält, stelle ich es mir bildlich vor. Zum Beispiel als die langhaarige Bösewichtin im Bond-Film *Die Welt ist nicht genug*, gespielt von Sophie Marceau. Mein Leben ist jetzt an der Stelle angekommen, als diese Femme fatale den Geheimagenten Bond auf einem Folterstuhl fixiert, um ihn per Würgeisen zu erdrosseln. Aber vorher rechnet sie noch länglich mit dem Opfer ab. »Hast du dir so gedacht, nach 14 Jahren deinen Job als Lifestyle-Redakteurin zu kündigen, um hier im Schlafanzug abzuhängen«, schimpft mich das Biest. »Aber wer soll das bezahlen? Hab ich dich nicht vor der Elektroheizung gewarnt? Wie kann man in deinem Alter noch so naiv sein!« Sagt's und spannt das Eisen enger.

Zieht eine Deutsche nach Südfrankreich und spart wie verrückt Heizkosten. Fänd ich lustig, hätte ich nicht therapiereife Kindheitserfahrungen in einer Energiediktatur gesammelt. Mein Vater, ein immer mal wieder arbeitsloser Ingenieur, erließ ständig neue Verordnungen. Wie jene, die Milch niemals außerhalb des Kühlschranks stehen zu lassen, nicht mal kurz auf dem Frühstückstisch. »Kühlen kostet.« Heißwasser auch. Vor dem Duschen mussten wir – meine Schwester und ich – einen Pfropfen in den Abfluss rammen, auf dem ein Stück grünes Isolierband den maximal erlaubten Wasserstand markierte.

Am Anfang ging es meinem Vater ums Sparen, mit den Jahren entdeckte er den Umweltschutz. Ich schlug mich auf

die Seite der Verschmutzer und rang gemeinsam mit Müttern um jeden Grad Raumtemperatur – bis zur Scheidung. Bei meiner Mutter konnte man fortan im BH herumsitzen, mein Vater schaffte es als Ökoheld in ein christliches Magazin, weil er sich als Alleinwohner im Winter sogar den Kühlschrank sparte und die Lebensmittel auf der Terrasse lagerte.

Ich schuftete schon früh dafür, mir eines Tages selbst nach Belieben einheizen zu können. Mit 15 tat ich so, als wäre ich 16, um im Supermarkt Tiefkühlkost aus dem Kühlraum in die Verkaufstruhen zu räumen, wobei ich sehr fror. Nach der Schule zog ich nach Berlin, um Publizistik (zum Spaß) und Volkswirtschaft (für die Heizung) zu studieren. Während meine Kommilitonen Wohnungen mit Kohleofen besetzten, zog ich in ein zentralbeheiztes Diakonissenwohnheim. Nach der Uni leistete ich mir keinen Gap-Monat oder sogar -Jahr, sondern fing nach einer Woche Surf-Pauschalurlaub auf Fuerteventura gleich Vollzeit an zu schuften. Später heiratete ich Volker, einen Journalistenkollegen, der wie ich viel arbeitete, gern warm wohnte und fürs Alter vorsorgte.

Mit Mitte 40 machte mich das Schicksal trotzdem zur Witwe – und drängte mir ein paar neue Fragen zum Diesseits auf. Vor allem: Ließ sich das Hier und Jetzt entspannter gestalten? Zunehmend plagte mich die Sorge, vor lauter Pflichtbewusstsein eine dieser schmallippigen, deutschen Frauen zu werden, die nach Giftmörderin aussehen.

Nach Volkers Tod reiste ich fünf Monate lang um die Welt, Kalifornien, Indonesien, Australien, Hauptsache warm. In Sydney lernte ich auf einer Party einen finnischen Arzt kennen, dem es nach vielen Anläufen und Abertausenden Dollar

gelingen war, nach Australien auszuwandern. Den Grund dafür brüllte er, begleitet von theatralischen Gesten und mit hartem finnischem Akzent, durchs Partygetöse: »Life is too short for Finnish winter.« »Für deutsche auch«, dachte ich sofort. Und nun das. Marseille, eine Zitterpartie. Und ich ein Existenzangsthase.

Zieht eine Deutsche in eine Stadt mit 300 Sonnentagen im Jahr. »15 Gehälter! Weihnachtsgeld, Urlaubsgeld, Bonus. So was hast du aufgegeben! Wie willst du denn hier einen Job finden?« Gute Frage, du Bond-Biest. Äh. Vielleicht was mit Sex? Damit kenn ich mich aus, habe einen Podcast dazu produziert, ein Bühnenprogramm veranstaltet. Thema: Sex Education, Sexualkunde für Erwachsene. Bis zu 600 Leute kamen. Vielleicht ginge so was auch in Marseille? Meine Existenzangst kichert. »Ist doch alles zu, wegen Covid. Und überhaupt: Hast du dich mal Französisch reden gehört?«

Leider oui. Langsam, also nach sieben Jahren Schulunterricht, unzähligen Sprachkursen und ein paar Monaten im Land, fürchte ich, dass das nix mehr wird mit mir und dieser Sprache, in der sich Bunker (sprich: Bönkeer) und gutes Herz (bon cœur) gleich anhören. Immerhin habe ich inzwischen gelernt, dass »verfroren« auf Französisch »frileuse« heißt und Menschen, die gutem Wetter hinterherziehen, hier »Héliotrope« genannt werden, nach einer Pflanzengattung, die ihre Blätter entsprechend dem Lauf der Sonne ausrichtet, zu Deutsch »Sonnenwenden«.

Wenigstens das: Die Sonne lässt sich fast jeden Tag blicken. Sie scheint zwar nicht direkt durch meine Fenster, weshalb sie das Innere meines Eisschlusses völlig kaltlässt. Aber ein

paar kräftige Strahlen schaffen es morgens auf meinen Ost-Balkon und nachmittags auf die West-Balconnets. Draußen ist es dann wärmer als drinnen. Und so kann ich, der Sonnenwendehals, selbst im Januar – wenn der Wind nicht zu sehr pfeift – mein Gesicht Richtung Sonne halten, die Augen schließen und nachdenken. Zum Beispiel darüber, warum auf keinem der roten Ziegeldächer um mich herum Solarpanels installiert sind. Irgendwie muss ich es schaffen, die 300 Stunden Strahlerei in meine Wohnung zu lenken. Gleich mal nach Subventionsprogrammen suchen. Und Papi anrufen, Mister Kilowattstunde, der kennt sich mit so was aus.

Hey, du Bond-Biest, würg du mich nur! Ich hatte mir kürzlich erst von einem Sadomasochismus-Guru erklären lassen, warum Leute solche Techniken geil finden: »Es geht um Lebendigkeit. Wer will schon watteweich leben?« BDSM, das sei ein Kick wie Bungee-Jumping oder ein Saunabesuch. »Heiß, kalt, das macht Spaß, auch wenn es erst mal fies ist, in das eisige Becken zu steigen«, hat der Mann gesagt. Franchement, das heißt »ehrlich gesagt«, war mir das bislang alles fremd. Aber ich liebe Neuland. Und Marseille auch im Winter.

Ich bin bereit, dafür zu kämpfen, gegen die Kälte und das Biest. Und dafür, entspannt in Marseille meinen 50. zu feiern und für dieses märchenhafte Ende, das die Franzosen knallhart ohne H aussprechen und das bei ihnen so klingt: Äppie End.

Mit dem Mars-Rover in Rente

Mein neues Leben in Marseille begann im Januar 2016 in einer Warschauer Bar. Als Schnapsidee. Ich war für eine Reportage in der Stadt und abends mit meinem Schulkameraden Armin verabredet, der als Korrespondent aus Polen berichtete. Wir kannten uns aus der Oberstufe im Saarland, diesem schweinchenförmigen Mini-Bundesland an der französischen Grenze. Wir tranken irgendwas mit Wodka und wurden irgendwann nostalgisch. »Ich vermisse Frankreich«, sagte Armin plötzlich und dachte an all die Ausflüge ins Nachbarland, die zu unserem Leben im Grenzgebiet gehörten. »Moi aussi«, sagte ich. »Weißt du, Brenda, ich überlege, in Marseille in Rente zu gehen.« Marseille?

Im Spätsommer 2018 landete ich erstmals auf dem Flughafen Marseille Provence. Die Idee: Fünf Tage Städtetrip, einfach so aus Neugierde. Der Autoverleiher Sixt begrüßte mich auf dem Flugfeld mit dem Slogan »Auf die Eroberung des Mars«. »À la conquête de Mars«. Na dann. Ich war bereit. Ich shuttlete mit dem Bus L91 zum Bahnhof Saint-

Charles und ließ mir von einem Kavalier den Koffer aus dem Busbauch hieven.

Tatsächlich wollte ich mich quasi ab dem Moment in Marseille zur Ruhe setzen, in dem ich wie ein Filmstar die monumentale Treppe hinab gen Stadt schritt. Na ja, franchement schleppte ich 23 Kilo Gepäck bei 31 Grad im Schatten 104 Stufen hinunter. In den Verschnaufpausen betrachtete ich neidisch die barbusigen Frauenskulpturen, die die Treppe säumten. Neidisch wegen der straffen Brüste, aber auch wegen der wetteradäquaten Nicht-Bekleidung. Unten angekommen ratterte ich mit dem Rollkoffer den Boulevard d'Athènes entlang, vorbei an Imbissen und einer Bettlerin, die um Geld für »un petit café« bat, hinein in Gassen voller Marktstände, Kippenverkäufer, arabischer Metzgereien, Taschendiebe.

Was für ein Empfang: Erst dieser Blick vom Bahnhofsvorplatz auf die Skyline, pardon, Panorama urbain, mit den Bergen am Horizont und der katholischen Notre-Dame de la Garde auf dem Hügel, dann dieses maghrebinische Gewusel mit Halal-Faktor mitten in der Stadt. Und all das eingetaucht in provenzalisches Licht, dessen Magie man am besten mit einem kleinen Seufzer beschreibt, gefolgt von »La lumière!«.

Hier wollte ich sein, hier wollte ich schwitzen, bis dass der Tod uns scheidet. Ich weiß, das ist, als würde man nach den ersten Minuten eines heißen Dates gleich die Hochzeit planen, im Falle des als schwer kriminell geltenden Marseilles sogar mit einem, der für häusliche Gewalt berüchtigt ist. Oder ist es eher so, als verliefte sich eine ältere Dame in den Handtaschenräuber, während der auf sie zustürmt? Von wegen die Rente ist sicher.

Ich ratterte mit meinem Koffer die Canebière hoch, die Straße, die vom Hafen in die Stadt hineinführt und vor 100 Jahren mal eine Prachtmeile gewesen sein soll. Nun lief ich vorbei am Touristenbüro, einer Seifenboutique, C&A, Trödelständen, Western Union. Ich ließ die mächtige Église des Réformés rechts liegen und schwitzte weiter auf der Zielgeraden, dem Boulevard de la Libération, wo ich in einem stickigen Airbnb eincheckte. Dort verbrachte ich die Nacht mit der Jagd auf ausgehungerte Moskitos. Am nächsten Morgen machte ich mich blutarm, aber gut gelaunt auf die Suche nach Koffein und Nahrung. Ob Stechmücken uns »Kaffeesauger« nennen? Ich nahm zum Wachwerden un Crème vor der Brasserie auf dem Platz Stalingrad. Mein müdes Hirn versuchte sich vergeblich an einem Weltkriegswitz. An und unter den vielen Tischen um mich herum Einheimische aller Art, Papas und Mamas und wuselnde Kinder, Geschäftsfrauen, Morgenbiertrinker, Hunde. Raucher allüberall. Drei Bettler in zehn Minuten.

»Passen Sie auf Ihre Tasche auf!«, mahnte mich der Ober angesichts meines Rucksacks, der auf einem Stuhl neben mir saß. In Deutschland habe ich so was nur ein einziges Mal gehört, vor 20 Jahren im Bahnhofsviertel in Frankfurt am Main. Ich mag diese Stadt übrigens sehr, überhaupt liebe ich große Großstädte, allein schon, weil es da so viele Bars, Parks und unterschiedliche Menschen gibt. Und Leute wie mich, die Großstädte mögen, weil es da so viele Bars, Parks und unterschiedliche Menschen gibt ... Was waren noch mal Armins Argumente für Marseille gewesen? Zweitgrößte Stadt Frankreichs, am Meer gelegen, viel Sonne, keine

Schnösel, bezahlbar. Von der Armut im Zentrum hatte er an diesem Abend nichts berichtet. Oder hatte der Wodka mir das Gedächtnis weggebrannt? Schnell zahlen, einen Euro Pourboire = Trinkgeld geben, sich fragen, ob das nicht zu viel ist, und wieder los, vorbei an einem SDF = Sans domicile fixe = Obdachlosen, der sein Handy an einer Steckdose auflud, die eigentlich für Markthändler gedacht ist.

Mein Rucksack schien mir nicht akut gefährdet durch all die armen Menschen. Eher fühlte *ich* mich wie eine Bedrohung. Hier kam meinereins, hungrige Speerspitze der Gentrifizierung. Und da stand eine Schlange mit Leuten, die aussahen wie ich, nach Akademiker, vielleicht ein Tick mehr Öko. Aha, eine Biobäckerei namens Bar à pain, oder wie der Marseiller das ausspricht: Peng. Ebenso wie er bieng zu bien = gut sagt. Ich stellte mich an und stand. Staaaand. Hunger! Ich spürte dieselben Mordgelüste in mir aufsteigen wie sonst in meinem Berliner Bummelbioladen. Meine innere Massenmörderin lud schon das Maschinengewehr. Peng, du bist Brot. Tod den Langsamen! Hier war ich irritiert. Meine schlechte Laune fand keine Verbündete. Niemand wurde rot im Gesicht, keiner hibbelte. Ich packte das imaginäre Gewehr wieder weg und betrachtete die Leute, die miteinander plauderten oder auf dem Handy herumwischten. Wie zierlich die waren. Und so kleine Füße! Mal eben googeln. Mmh. Laut WHO sind 23 Prozent der Franzosen stark übergewichtig. Von den Deutschen 20 Prozent. Mmmh. Nein, die Daten passten nicht zu dieser Schlange aus Schlanken. Aber vielleicht sind die Marseiller gar keine typischen Franzosen? War die Hälfte hier nicht italienischer Abstammung? Noch

etwas daddeln. Ah, die Franzosen sind tatsächlich kleiner als wir, zwei Zentimeter im Schnitt. Und an den Füßen brauchen sie eine Nummer weniger. Na also!

Als ich endlich die Türschwelle überquerte, verstand ich den Stau. Drinnen gab's Brot, bezahlt nach Gewicht, sowie Kaffee, nach den Regeln der Baristakunst gebraut. Abschneiden, wiegen, brühen, schäumen, zaaaaahlen. Das dauert. Es war wie im Animationsfilm *Zoomania*, in dem ein Faultier in der KFZ-Zulassung arbeitet und mit seiner Zeitlupenart eine hektische Häsin in den Wahnsinn treibt. Ich hatte mich zu 100 Prozent mit dem Häschen identifiziert. Nun war ich in Faultierhausen gelandet! Und staunte. Keiner drängelte, keiner motzte, auch nicht, als einer sich die Brotsorten detailliert erklären ließ, dabei fünfmal »ah, bon« sagte, endlich mit viel Kleingeld zahlte und dann noch mit dem Personal scherzte. In Berlin würde man ihn spätestens jetzt umlegen, mindestens durch Blicke, vielleicht auch per Faust. Hier ist mit Verkäufern und Verkäuferinnen plaudern Menschenrecht. Wie aufm Dorf.

Verrückt. Erst in Südfrankreich fiel mir auf, was wir deutschen Hauptstadt-Hasis uns für einen Stress machen. Beim Bäcker, im Auto, auf der Rolltreppe, immer überall ist es eiligst. Wohin wollen alle so schnell? Ich zumindest hoppelte gern zum Powerflow-Yoga. Soll wenigstens Muskeln bringen, die Entspannerei. Nun entschied ich mich laaangsam für ein paar ungesüßte Teighaufen und ein Oliven-Peng, dazu une Noisette, eine Art Espresso mit Milchschaum. Der Verkäufer bediente mich so charmant, als sei ich die erste Kundin des Tages. Ich machte es mir an einem der Tische vor

der Bäckerei gemütlich, die Leute am Nachbartisch lächelten mir zu, einfach so.

Selbstverständlich klapperte ich als Stadtnovizin gleich in den ersten Tagen ein paar Reiseführerattraktionen ab. Wie den Plage des Catalans, den Strand mitten in der Stadt, an dem sich verschrumpelte Damen oben ohne neben fetten Kindern mit bekopftuchten Müttern sonnen und wo man seine Sachen umsonst in einem Container abgeben darf, natürlich nach entspanntem »Schlange machen« = faire la queue. Ich nahm auch den Minibus in den Nationalpark Calanques. Der liegt gleich am Stadtrand, so, als hätte der berühmte Gott in Frankreich ihn dahin geknetet, damit die Marseiller schon im Diesseits schwimmen, feiern, spazieren können wie Normalsterbliche erst später im Paradies. Eines Abends erklomm ich den Hügel der Notre-Dame, um von dort mit Dutzenden anderen Menschen auf die Stadt zu starren, auf das Meer und die ins Abendlicht (seufz, la lumière!) gewürfelten Häuser mit den roten Dachziegeln, von denen ich las, dass sie so halbrund-konkav aussehen, weil Frauen sie ursprünglich auf ihren Oberschenkeln formten. Beim Abstieg vom Hügel kam ich an einer Gruppe Tangotänzerinnen und -tänzer vorbei, die sich Lichterketten, Wein und viel sehnsüchtige Musik mitgebracht hatten. Alles gute Gründe, in Marseille bleiben zu wollen.

Noch überzeugender empfand ich allerdings diese Entschleunigung des Alltags. Schon nach ein paar Tagen in Marseille hatte ich das Gefühl, mein Blick sei weniger starr auf das nächste Ziel gerichtet. Vielmehr schweifte er hierhin und dahin. Ich freute mich über die harten Jungs mit lustig-

bunt gemusterten Jogginganzügen und die vielen aufmunternden und oft feministischen Graffitis in der Stadt (»Du bist stark«, »Die Liebe siegt«, »Ich bin eine selbstbestimmte Nutte«). Ich wunderte mich über alles und jeden, und vor allem mich selbst. Ich hatte es verdammt nötig, mich fundamental zu entspannen, lâcher prise, sprich laschee prise, wie der Franzose zu »Loslassen« sagt. Ich hatte Jahrzehnte Berlin in den Knochen, war immer mehr zur schlagfertig-ruppigen Berlinerin geworden. Über diesen Prozess habe ich sogar promoviert, in Stadtsoziologie. 2015 ist meine Doktorarbeit darüber erschienen, wie Zugezogene in Berlin heimisch werden, das heißt, wie das Typische einer Stadt in uns Menschen kommt. Dafür hatte ich unterschiedlichste Gruppen von Berlinern interviewt. Die Erkenntnis: Die, die schon länger da sind, bläuen denen, die später kommen, mit Vehemenz ein, wie die Stadt funktioniert. In Berlin gehört zur Nachhilfe, zu erklären, dass der raue Ton, der dort herrscht, »Berliner Schnauze« heißt und lustig gemeint ist. Wenn zum Beispiel jemand einen ollen Computer an die Straße stellt und einen Zettel »zum Mitnehmen« drappappt, schreibt einer garantiert »Kannste behalten« drauf. Den Smiley dazu muss man sich denken. Das ist unterhaltsam, aber anstrengend. Das Leben, ein Hip-Hop-Battle.

Auch die Marseiller, so merkte ich bald, haben ihre Erziehungsmethoden. Ich habe per se keine Hemmungen, als Fußgängerin bei Rot die Straße zu überqueren. Aber wenn in Deutschland ein Auto heranrast und der Fahrer grün sieht, bleibe ich bei Rot brav stehen. In Marseille habe ich das am Anfang versucht – und mich gewundert, warum die Fahrer

hupten. Irgendwann verstand ich, das heißt: »Geh endlich, damit ich fahren kann!« Verkehrserziehung auf dem Mars, ey. Auch ungewohnt: Wenn jemand an der Ampel nicht gleich losfährt, dauert es mindestens drei Sekunden länger als in Berlin, bis der Hintermensch hupt.

Andererseits zeigen die Marseiller sich gerade beim Autofahren oft deutlich angespannter als in der Bäckerschlange, gerne liefern sich Fahrer in den engen Straßen Schreiduelle, zum Beispiel, weil einer den Weg blockiert, um in Zeitlupentempo etwas auszulaaaaaaden.

Ab und zu dachte ich an die Werbung, die mich empfangen hatte. *À la conquête de Mars*. Die Marseiller nutzen die außerirdische Abkürzung für ihre Stadt in Rapsongs ebenso wie in Modemarken und Newslettern. Und manchmal kam es mir wirklich so vor, als eroberte ich gerade auf meine mittelalten Tage einen neuen Planeten. Jeder Gang über die Straße, in den Supermarkt, zur Mülltonne gab neue Rätsel auf, für die ich gerne ein Nasa-Team angeheuert hätte. Welcher Logik folgt die Farbgebung der Milchflaschen? Wohin noch mal genau mit den Plastikverpackungen? Und was bitte ist der Unterschied zwischen Baguette und Tradition?

So exotisch der Alltag, so anheimelnd schien mir zugleich die Stadt. Es war der Mars, aber ich war hier nicht fremd. Vielmehr, und ich weiß, das klingt kitschig, fühlte ich mich, als käme ich heim nach einer sehr langen Reise. Ich bin in München geboren worden, als Kleinkind verfrachteten mich meine Eltern nach Hessen, dann mit 13 ins Saarland. Mit 19 zog ich nach Berlin, studierte, ging mal ein Jahr nach Brighton in Südengland, lebte kurz in New York und Sydney,

dazwischen immer wieder in Berlin. Berlin, das war meine Liebe, 30 Jahre lang. Berlin, die Stadt, in der auch eine Frau alles durfte, kinderlos sein, schlampig, saufen, latschen wie ein Bauarbeiter. Es war das Gegenteil von Westdeutschland, wie man das nannte, wo die meisten meiner Freunde und ich herkamen. Berlin war die Hauptstadt der Heimatlosen aus gutem Elternhaus.

Viele Jahre lang musste ich weinen vor Glück, wenn ich nach einer Reise wieder in Berlin landete. Doch nach und nach war es mit der Stadt und mir wie in manchen Ehen, wir lebten uns auseinander, ich fand andere Städte sexy, lebte fremd, versuchte es mit Orts-Polyamorie. Gleichzeitig wurde Berlin für polyglotte Ausländer immer attraktiver. Über mich zog ein koreanischer Restaurantbesitzer, Spezialgebiet Barbecue Chicken (fantastisch mit Wasabi). Nebenan wohnte irgendwann eine US-amerikanische Katholikin, die sowohl zum Joggen als auch auf Sexpartys Gucci trug. Tolle Leute. Aber mir fehlten die Eckkneipen voller Knatter-Kalles und Hertha-Harrys.

Dabei interessierte ich mich selbst längst für Mode und trank Wein ohne Sulfite in »Da-musst-du-mal-hin-Restaurants« mit Amtssprache Englisch. Nur zum Supermarkt ging ich manchmal noch ungeduscht und in Leggings. »Kann ich so raus?«, fragte ich Volker dann, ebenfalls ein Nostalgiker des rüdigigen Berlins. »Du musst«, antwortete er zuverlässig.

Volker starb im Mai 2016 an einer seltenen Entzündung der Gallengänge, vier Monate nach meinem Warschau-Trip und zweieinhalb Jahre vor meinem ersten Besuch in Marseille. Noch vor seiner Beerdigung reiste ich ein paar Tage

nach Tel Aviv, um dort am Meer zu weinen. Nach der Trauerfeier nahm ich ein Sabbatical, ging auf besagte Weltreise, Kalifornien, Japan, Hongkong und so. Auch danach war ich dauernd unterwegs, Neuseeland, Tansania, dazwischen Kaiserstuhl (wegen der Orchideen!) und Italien. »Wirkt, als seist du auf der Flucht«, meinten Freundinnen und Kollegen. Ich fühlte mich eher auf der Suche nach einer neuen Heimat. Im Kopf plärrte dazu das Motto der Bremer Stadtmusikanten: »Etwas Besseres als den Tod findest du überall.«

Je mehr ich reiste, je mehr ich in der Ferne probewohnte, desto mehr wurde mir klar: Selbst die kürzeste Städtereise ist eine Form von Terrainerkundung. Mir fielen all die Bekannten ein, die sich nach einem Kurztrip eine Wohnung in Athen, Lissabon oder auf La Palma gekauft haben. Plötzlich las ich Krimis mit neuem, ortskundigen Blick. Kann es sein, dass die Morde nur ein Vorwand sind, eine Region/Stadt rund um den Tatort vorzustellen und die Leser darin im Geiste wohnen zu lassen? Ob Leute deswegen schon umgezogen sind?

Zu meiner ersten Mars-Expedition lieh mir eine Freundin Teil eins der Trilogie von Jean-Claude Izzo, einer Krimireihe aus den 1990ern. Die Zutaten: frustrierter Bulle mit gutem Herz, Nazis, Islamisten, Mafia, plus Marseille-Kulisse und Pastis. Der Autor, ein gebürtiger Marseiller, beschreibt seine Stadt in ihren vielen Facetten, inklusive der vorgelagerten Inseln. Das gelingt ihm so anregend, dass heute noch deutsche Touristen auf den Spuren seiner Helden spazieren und Boot fahren. Und ich ihn jetzt dringend zitieren muss. Izzo schreibt: »Wer hier im Hafen an Land geht, ist sofort zu Hause, egal woher er kommt.« So war's.

Ich war nicht am Hafen, sondern am Flughafen an Land gegangen. Aber auch ich war daheim auf den ersten Blick. Gefühlt jedenfalls. Fehlten nur eigene vier Wände. »Weißt du, eigentlich müsste man sich da jetzt eine Zweitwohnung zulegen«, hatte Armin gesagt. »Wenn du mit 67 von null anfängst, ist es zu spät.« Ich verstand, was er meinte, meine Mutter war mit Mitte 60 aus dem Saarland nach Berlin umgesiedelt. »Wie Champagner«, fand sie die ersten Jahre. Aber später vermisste sie die Uraltfreundinnen. Armins Idee mit der Immobilie drängte sich mir in Marseille schnell wieder auf. Ich schlenderte gerade von Stalingrad zum Palais Longchamp, einem pompösen Gebäude, das zu Ehren eines Kanals gebaut wurde, der dort seit dem 19. Jahrhundert eifrig Trinkwasser aus weiter Ferne abliefert. Samt Wasserspielen, Kolonnaden und gigantischen Skulpturen wirkt der an einen Hügel drapierte Komplex so camp und kitschig wie ein Auftritt von Liberace (diesem Pianisten, gegen den Elton John wie eine Hete scheint). Ich kam nicht weit, denn ich entdeckte, nach einem Stolperer durch ein Marseiller Verkehrshindernis (einen Minigraben, der wohl Zweiradfahrer aufhalten soll), linker Hand ein Immobilienbüro. Ich liebe diese Schaufenster voller Steckbriefe von Wohnungen. Egal in welcher Stadt auf dieser Welt betrachte ich die kleinen Poster mit Fotos nebst Zahlen wie die Katze eine Mäuseschar. Im Geiste montiere ich mich hierhin und dahin, suche einen Platz für mein monströses grünes Bett und stelle mir vor, wie es ist, darin zu liegen, zu lesen und zwischendurch aus dem Fenster zu sehen.

Wenn man irgendwo ein Hobby angeben soll, schreib ich

»wohnen« hin. Als Kind war »Haus« mein Lieblingsspiel. Stundenlang residierte ich unter einem runden Tisch, für den meine Mutter eine Decke mit Tür und Fenstern genäht hatte. Sogar Gardinen hatte sie mitgebastelt. In meinem Häuschen im Haus fühlte ich mich sicher. Also ziemlich. Hätte es damals schon überall Rauchmelder gegeben, ich hätte einen unter den Tisch geklebt. Denn meine größte Panik als Kind war, dass unser Zuhause abbrennen könnte. Sobald es gewitterte, deponierte ich die Spardose vorsichtshalber griffbereit im Treppenhaus. Auch sonst war ich seit jeher auf Sicherheit bedacht: So wagte ich mich lange nur mit Schwimmflügeln und Schwimmreifen zugleich ins tiefe Wasser. Ich unterschrieb entsprechend kurz nach der Uni einen Bausparvertrag. Als ich in Berlin meine Mietwohnung kaufen konnte, tat ich das sofort.

Nun, da ich meine neue Heimat gefunden hatte, starrte ich noch gebannter als sonst auf die Wohnungsanzeigen. Starrte und staunte. So ein T3 für 150 000 Euro könnte ich mir mithilfe der Bank vielleicht leisten. Im Geiste spielte ich sofort »Maison« in Marseille. Nach kurzem Zögern begab ich mich hinein in die Agence Nord Sud. Mit meinem Französisch war das wie ein Sprung ins Becken ohne aufblasbare Traghilfen. Eine Frau um die 40, Typ Tatort-Kommissarin, schaute mich erwartungsfroh an. Ich radebrechte etwas von moi aus Berlin und Zweitwohnung, vielleicht auch ganz umziehen. In welchem Arrondissement ich suchte? Äh, hier halt, central. Wie viele Pièces? Ach so. Pièce = Stück = Zimmer. Ein T3, so lernte ich, ist schlicht eine Dreizimmerwohnung. Ich besitze in Berlin somit eine Zwei-Stück-Wohnung.

Nun möchte ich noch eine in Marseille. Und hätte da ein paar fundamentale Fragen.

Die Maklerin nahm einen Zettel, ahnend, dass ich sie sonst kaum verstünde. Alors. Sie schrieb auf, was mich in Frankreich außer dem Kaufpreis alles erwartete. Erst mal kämen acht Prozent Notarkosten und Steuern hinzu. Dann jährlich eine Taxe foncière, eine Grundsteuer, die nach Kataster festgelegt wird. Die Agentur habe zum Beispiel ein T3 um die Ecke im Angebot, 205 000 Euro, 92 Quadratmeter, macht 1250 Euro Grundsteuer pro Jahr, ein Vielfaches von dem, was das in Berlin kostet. Außerdem müsse, wer auch immer am 1. Januar in der Wohnung wohne, derzeit noch eine Taxe d'habitation bezahlen, eine Wohnsteuer, die allerdings bald abgeschafft werden soll. Ein monatliches Hausgeld, von dem die Hausverwaltung und die Putztruppe finanziert werden, gäbe es natürlich auch, im Fall der 205 000-Euro-Wohnung wären das 70 Euro pro Monat. Warum so wenig? Die erste Antwort der Maklerin verstand ich nicht. Dann sagte sie etwas mit Chauffage individuel électrique, und der Strom käme da natürlich hinzu. Stromheizung? Ist das nicht Wahnsinn? Als erhitzte man Badewasser mit dem Tauchsieder? Derartigen Quatsch würde ich sicher nicht kaufen. Ich wollte einen Gemeinschaftskeller mit Heizkessel drin. Oder diese Wohnung, die ich im Schaufenster gesehen hatte, mit der Chauffage au sol. Solarenergie finde ich gut! Superbe, dass es so was gibt in Marseille, klar, scheint ja auch so viel Soleil. Ach, wie? Fußbodenheizung? Nix Sol wie Soleil, Sol wie Boden?! Ich war bereit, ebendorthinein zu versinken. Zeit, sich zu verabschieden. Merci, Madame für die freundliche Starthilfe.